Sein letztes Opfer.

Erzählung von Georg Keben.

Der Inspektor des Armenkirchhofs stand vor der Kirchhofsthür, als vor dieser eine Equipage hielt.

Aus dem Wagen stiegen ein Herr und eine Dame. Der Diener reichte vom Kutschersitz zwei große Kränze, die der Herr in Empfang nahm.

„Ich möchte den Inspektor sprechen," redete er den vor ihm stehenden Mann an.

„Der bin ich selbst."

„Vielleicht können Sie mir angeben, wo ich das Grab von Konrad Rolffs finde."

„Darf ich die Herrschaften bitten, in mein Bureau zu kommen. Es dürfte nicht leicht sein, die Grabstelle zu finden, indeß ich werde mein Möglichstes thun."

Während das Paar wartete, schlug er ein großes Register auf.

„Wann ist Herr Konrad Rolffs gestorben?" fragte er höflich.

Das Wort „Herr" war ein Prädikat, welches er in gleichen Fällen sonst für durchaus überflüssig hielt.

„Er starb im Jahre 1877."

„Hm! Das sind schon neunzehn Jahre her. Eine lange Zeit! Es ist nicht unmöglich, daß die Leiche inzwischen wieder ausgegraben worden ist, denn wir haben hier sehr wenig Platz."

Der Herr preßte die Lippen zusammen, als wollte er eine Bewegung unterdrücken. Seine Begleiterin sah ihn besorgt an, hielt seine Hand in der ihrigen un sagte leise und innig: „Werner!"

„Richtig, hier steht's! Konrad Rolffs, Maurergeselle?"

„Ja."

„Selbstmörder?"

„.... Es ist mein Vater."

Der Inspektor überlegte einen Augenblick, ehe er sagte:

„Verzeihung, mein Herr. Es kommt hier fast niemals vor, daß Kinder nach ihren Eltern fragen. Es scheint, daß das Grab noch erhalten ist. Wenn Sie gestatten, führe ich Sie dorthin."

Der Inspektor hielt vor einem Platz, dicht an der Kirchhofsmauer.

„Hier ist das Grab."

Es war ein verwahrloster Erdhaufen. Von dem Eichbaum, der die Kirchhofsmauer hoch überragte, hatte der Sturm einen Blätterzweig abgerissen und, wie zum Schmuck, auf den Grabhügel geschleudert.

„Sieh!" sagte der Herr zu seiner Begleiterin, „die Natur ist barmherziger als die Menschen!"

In diesem Augenblick wurde ein Schaufeln vernehmbar, das verrieth, welche Arbeit wieder gethan wurde. Ein Knabe mit blassen vergrämten Zügen stand dabei und weinte bitterlich. Er streckte die Hände aus, als wollte er die Erde bitten, ihr Opfer zurückzugeben.

Ein Mann in grobem Arbeitskittel ging in der Nähe mit gleichgiltiger Miene auf und ab. Plötzlich schien er ungeduldig zu werden und rief dem Knaben ein barsches „Komm!" zu. Er war sicher nicht der Vater, wahrscheinlich nicht einmal ein Anverwandter, ein Vormund vielleicht, der dem Kinde noch fremd war. Der Knabe gehorchte nicht gleich, seine Gedanken schienen sich von dem frischen Grabhügel nicht trennen zu können. Der Arbeiter stieß ihn unsanft an. „Komm!" wiederholte er und zog das schluchzende Kind mit sich fort.

* * *

Es wurd wieder still ringsumher.

Werners Augen waren feucht geworden.

„Was dieses arme Kind heute leidet," sagte er bewegt, „habe auch ich einst gelitten. Ich war damals dreizehn Jahre alt."

„Du hast mir oft erzählt," entgegnete die Dame, „wie Dein Vater gelebt hat, aber noch niemals, wie er gestorben ist."

„Der Tod meines Vaters war ein Liebesopfer für seinen Sohn."

Die junge Frau lehnte sich an Werners Schulter, als wollte sie die Last seiner Vergangenheit mit ihm gemeinsam tragen.

„Du weißt, daß mein Vater in seinem besten Mannesalter zum Krüppel wurde. Er fiel so unglücklich vom Gerüst, daß ihm der rechte Arm amputirt werden mußte. Die Gicht trat hinzu, er wurde arbeitsunfähig. Ich war zu dieser Zeit vier Jahre alt, meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben; wir hätten betteln gehen müssen, wenn sich nicht ein Stiefbruder meines Vaters, ein reicherErbpächter, unserer angenommen hätte. Er schickte uns monatlich fünfzehn Thaler und verfehlte niemals, seiner Geldsendung hinzuzufügen, wie schwer ihm diese Wohlthätigkeit werde.

Unter solchen Verhältnissen wuchs ich heran bis zu meinem dreizehnten Jahr. Ich besuchte die städtische Gemeindeschule, welche den Vorzug hatte, unentgeltlich zu sein, und ich darf ohne Ueberhebung behaupten, daß ich der fähigste und fleißigste Schüler war und mich der besonderen Zuneigung meines Rektors, eines ausgezeichneten Mannes, erfreute.

Viele Abendstunden lauschte ich seinem Vortrag, und er hielt darauf, daß ich das Gehörte stets selbstständig wiedergab. Die Bücher, die er mir lieh, las mein Vater zu Hause ebenfalls, wie er überhaupt während der ganzen Zeit so zu sagen mein Mitschüler war. Er war glücklich, mit dem, was er auf diese Weise erfuhr, später in der Oeffentlichkeit glänzen zu können.

Ja, er war ein unverbesserlicher Politikus, der gute Papa! Die Politik war sein Steckenpferd. Er war eine von jenen idealen Naturen, die man unter dem Arbeitsrocke am seltensten sucht und doch am häufigsten findet. Er sprach gern und ausführlich, und der „alte Rolffs" war in den Volksversammlungen eine populäre Erscheinung.

* * *

Allmählig rückte der Tag heran, wo ich die Schule verlassen mußte. Jener Stiefbruder, unser „Konkursverwalter", wie ihn mein Vater mit bitterer Ironie nannte, hatte auf diesen Tag ungeduldig gewartet. Seit einem Jahre fragte er in jedem Briefe an, wann der Junge etwas verdienen werde. Sein letztes Schreiben war noch deutlicher. Er theilte uns mit, daß er in einer Aktienbank eine Laufburschenstellung für mich besorgt habe, die mir eine Livree und monatlich zehn Thaler einbrächte. „Da ich selber Familie habe und sparsam sein muß," schloß der Brief wörtlich, „so werde ich dir fortan nur fünf Thaler Zuschuß senden, bis dein Werner im Stande ist, dich ganz zu erhalten."

Diese Botschaft war ein harter Schlag für uns. Der Rektor war außer sich, als ich ihm meinen Zukunftsplan eröffnete. Er donnerte aus zornigem Herzen gegen die elende Welt, in der das Geld den Geist unterjoche. Dann entließ er mich ohne besonderen Abschiedsgruß.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als der Rektor spät Abends in unsere Dachstube trat.

„Herr Rolffs," begann er ohne Einleitung, „ich komme Ihres Sohnes wegen. Wissen Sie, daß Werner seltene Begabung hat?"

Mein Vater nickte stumm und trübselig mit dem Kopf.

„Gut, aus dem Jungen soll etwas werden. Ich übernehme es, ihn bis zum Doktor zu bringen."

Mein Herz pochte laut auf vor Entzücken.

„Sie sind sehr freundlich," antwortete mein Vater, „aber was soll ich inzwischen beginnen? Ueberzeugen Sie sich selbst von meinen Verhältnissen."

„Weiß schon," sagte der Rektor kurz und schob den Brief, den mein Vater ihm hinreichte, bei Seite.

„Wozu haben wir denn die Armenunterstützung?"

„Die Armenunterstützung!"

Mein Vater war aufgesprungen und seine Stimme bebte vor innerer Erregung.

„Nun ja, Sie werden Ihre zehn Thaler auf diese Weise erhalten. Das bischen Resignation ist schließlich Werner's Karriere werth."

„Sie vergessen, Herr Rektor, daß die Armenunterstützung den Verlust des Wahlrechts mit sich zieht."

„Wahlrecht? Dummheiten! Wann ist vom Wählen schon jemals etwas Vernünftiges für das Volk herausgekommen? Es bleibt Alles beim Alten. Basta!"

„Da haben wir verschiedene Ansichten, Herr Rektor," sagte mein Vater mit erzwungener Ruhe, „der Verlust des Wahlrechts bedeutet für mich den Verlust der bürgerlichen Ehre, und die Ehre ist das Einzige, was ich noch besitze."

Der Rektor maß ihn mit einem geringschätzigen Blick.

„Ist Ihr Entschluß unwiderruflich?"

„Ja!"

Der Rektor kehrte ihm den Rücken zu und trat an mich heran. Er faßte meine Hand und sagte in einem Tone, der die Rauhheit seines Wesens Lügen strafte:

„Du siehst, Dein Vater will kein Opfer für Dich bringen. Ich habe es gut mit Dir gemeint. Sei ehrlich und brav! Adieu, lieber Junge!"

Mein Vater ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und sprach halblaut vor sich hin:

Wahlrecht .. Bürgerliche Ehre .. aber der Junge! .... Du Rabenvater ..... nicht einmal ein Opfer kannst du ihm bringen!"

Plötzlich wurde er still und trat an's Fenster. Er preßte seine Stirn an die Scheibe, als wollte er einen Gedanken erdrücken. Nach einigen Minuten ging er wieder auf und ab und sagte gelassen:

„Geh' zu Bette!"

Es war eine unheimliche Nacht. Ich wachte auf und schlief ein, um wieder aufzuwachen. Zwischen Schlafen und Wachen sah ich meinen Vater am Tisch sitzen und schreiben. Später war's mir, als hörte ich seine Stimme:

„Weine nicht, Junge! Ich habe Kourage!"

Dann sah ich ihn halb im Traum an mein Bett treten und mir in's Gesicht leuchten. Seine Augen waren thränenfeucht. Er küßte mich leise auf beide Wangen und flüsterte:

„Lebe wohl, Werner!"

Endlich schlief ich ein.

* * *

Was ich dir weiter erzähle, habe ich aus dem Munde seines Freundes Jenkins.

Die Herbstnacht war stürmisch und die Maurer, welche mit dem Niederreißen eines Hauses beschäftigt waren, fühlten sich unbehaglich bei der naßkalten Witterung.

Man arbeitete Tag und Nacht an einem Straßendurchbruch, welcher ohne Verzug hergestellt werden sollte.

Jenkins hatte eine kleine Pause gemacht und promenirte auf dem Trottoir auf und ab, als sich eine Hand auf seine Schulter legte:

„Schwere Arbeit heute—nicht wahr?"

Jenkins drehte sich um und sah meinen Vater vor sich.

„Du hier? Zu nachtschlafender Zeit? Ich denke, du hast Ruhe nöthig."

„Ich wollte mir noch einmal das Haus ansehen, auf dem ich damals verunglückt bin."

„Richtig .... das war's!"

„Wie weit seid ihr mit dem Abbruch?"

„Bis zum zweiten Stock."

„Hm! Thu mir den Gefallen und führ' mich hinauf."

„Wozu das! Man erinnert sich nicht gerne solcher Dinge!"

„Wenn ich dich bitte!"

„Meinetwegen!"

Er nahm meinen Vater unter den Arm und trat mit ihm in das Haus. Zwischen dem ersten und dem zweiten Stockwerk war die Treppe bereits abgebrochen und sie mußten die Leiter hinaufsteigen. Endlichen waren sie oben. Mein Vater lehnte sich an eine morsche Steinwand und sagte:

„Man ist doch recht unnütz auf der Welt, wenn man ein Krüppel ist."

„Niemand ist unnütz, der noch eine Pflicht auf der Welt hat. Hast du nicht einen Sohn, der dir Freude macht?"

„Ja, bei Gott, das thut er! Aber gerade deshalb. — Sage Jenkins, glaubst du, daß das, was ein Vater für sein Kind thut, eine Sünde sein kann?"

„Eine Sünde? Aber, Alter, wie sprichst du heute!"

Mein Vater zuckte schmerzlich zusammen.

„Die verdammte Gicht!" sagte Jenkins bedauernd.

Keine Antwort mehr.

Mein Vater hatte sich über den Mauervorsprung gebeugt und war lautlos mit zerschmetterten Gliedmaßen hinab auf das Straßenpflaster gesunken.

In seiner Rocktasche fanden sich zwei Briefe. Der eine war an den Rektor gerichtet und empfahl mich seiner Fürsorge, den andern habe ich selbst aufbewahrt. Hier ist er:

„Mein einzig geliebter Sohn! Es drückt mir das Herz ab, daß mir ein Fremder vorwerfen durfte, ich will dir kein Opfer bringen. Als ob ich für dich nicht mein Leben opfern würde, mein Gut und Blut. Und so soll es auch sein. Ich will den alten Invaliden fortschaffen, damit du die Bahn frei hast für deine glänzende Zukunft. Ein Krüppel für ein Genie! Das ist gar wenig, aber es ist Alles, was ich dir geben kann. Kämpfe muthig, mein Werner, die Segenswünsche deines Vaters sind mit dir. Und wenn du hoffenetlich später einmal eine Frau nimmst, die dich ebenso liebt, wie ich, erzähle ihr nichts Schlechtes von dem einfältigen Maurergesellen. Was das Schicksal nicht hat aus mir machen wollen, das soll es aus dir machen. Der Rektor hat Recht, du wirst einst berühmt werden. Behalte mich hübsch im Andenken — hörst du!"

Werner legte das Blatt, das in seiner Hand zitterte, auf den Grabhügel und fuhr fort:

„Wie es der Vater prophezeit hat, so ist es gekommen. Mit Hilfe des Rektors gelang es mir, mein Neigungsstudium, Chemie, zu studiren. Durch meine große Erfindung erntete ich, wie du weißt, nicht nur Ruhm, sondern, auch, was in der Wissenschaft selten ist, Reichthum. In Zürich, wo ich kurze Zeit eine Professur inne hatte, gewann ich das Glück wieder, das ich in meinem Vater verloren hatte: die Liebe! Diese Alpenveilchen sind ein Symbol davon."

Werner sah seine junge Frau zärtlich an. Sie schlang ihre Arme um ihn und sagte mit thränenerstickter Stimme:

„Er ist auch mein Vater, Werner!"

Und Werner kniete an dem Grabhügel nieder, legte seinen Kopf zwischen die Kränze, als wollte er dem theuren Todten nachrufen:

„Du hast nun zwei Kinder, mein Vater! Dein Opfer war nicht umsonst. Lebe wohl — Lebendiger!"

Vor der Blüthe.

Novellette aus dem Kinderleben von Elit. Felson.

Der Frühlingswind fegte über das kaum schneebefreite, noch von vorjährigem Grün spärlich durchzogene Wiesenland — weit draußen an der Peripherie der Großstadt — und trieb eine Schaar muthwilliger Kinder vor sich her, die eben aus der Schule stürmte.

O, sie hatten es bös gehabt den langen, langen Winter hindurch, die lieben Kleinen! Tagtäglich eine halbe Stunde weit, um sich von Herrn Meißner, dem Schulgestrengen, auf die Finger klopfen zu lassen und mit hungrigem Magen wieder zurück — gleichviel, ob der unbarmherzige Nordost wie eine harte Hand auf die Wange klatschte oder nadelspitzes Schneetreiben in Aug' und Ohren stach!

Aber heut' war das vergessen, heut' war es lustig! Der laue Wind neckte sich ordentlich mit der heimwärts eilenden Jugend, blähte die Röckchen und Schürzen der Mädchen, zauste die wirren Haarbüschel der Buben und kitzelte wohlig die freien Hälschen an Kehle und Nacken.

Allen voran trabte Greterl. Ihr rother Zopf baumelte halb aufgelöst über den Rücken; vom Sonnenstrahl geküßt, huschte er wie ein flackerndes Irrlicht bald hierhin, bald dorthin und schien wie dieses zu locken und zu winken. Und sie folgten ihm alle blindlings, stolperten dabei über Stock und Stein und der arme Poldl sogar über die eigene Büchertasche, die ihm viel, viel zu schwer war, da Greterl noch ihre Bücher heimlicherweise dazugesteckt hatte. Doch sie lachte und lief weiter, klatschte in die weichen Kinderhände und rief: „Fangt mich; Fangt mich!"

Und wenn man sie schon zu fassen glaubte — husch! war sie fort — unten im Straßengraben, wo sie ein paar frühe Blüthen entdeckt hatte. Endlich tauchte ihr rother Kopf wieder empor, zwischen den blitzenden, weißen--grausamen Zähnchen zitterten die zarten Blüthenstengel, die sie aus dem Boden gerissen. Wahrhaftig! Klein = Greterl biß ihnen die duftenden Kelche ab — warum? Sie wußte selbst nicht warum, sie schmeckten ihr nicht einmal!

Weiter gings. Die Anderen waren ihr nun voraus, ein gut Stück voraus — und sie drehten sich nicht nach ihr um? Und sie suchten sie gar nicht mehr? Die Dummen! — Gut. Greterl wird den ganzen langen Weg allein nach Hause gehen, aber dann wird sie dafür erzählen, daß sie unterwegs einer Fee begenet sei, einer herrlich = schönen Fee, die sie an der Hand geführt — und ihr Perlen geschenkt . . . allerhand rothe, grüne und gelbe Glasperlen, wie sie Großmutter daheim im Kasten hat . . . ja, Großmutter muß heut' die hübschen Perlen, um die sie schon so oft gebettelt, hergeben — Großmutter muß! — Ach, wie wird die Weber = Peppi und die garstige Schmidt=Marie, die immer die Erste in der Klasse ist, sie beneiden!

Und Greterl fliegt nur so über den Wiesenplan hin. Jetzt ist sie schon beim Steinhof — halben Wegs — und dort, nicht weit ab, grüßt auch schon das blinkende Dach vom Mauthaus herüber. Sie kennt es sehr genau, das Mauthaus mit den freundlich grüngestrichenen Jalousien und dem winzigen Vorgärtchen, in dem zur Sommerszeit die gelben Sonnenblumen nicken. Hier wohnt ja der Anton, der schon zwei Monate lang nicht zur Schule gekommen, weil er krank ist!

Die Kinder und alle „großen Leute" sagten, er werde sterben!

Ob er wohl schon gestorben ist?

Greterl tritt an das seitwärtige, geschlossene Fenster, hebt sich auf die Zehen und lugt in die Stube. Ihr weißes Näschen drückt sich platt an die Scheibe, und der warme Athemhauch, der das Glas beschlägt, läßt sie vorerst nichts erkennen. — Aber jetzt sieht sie doch hindurch.

Nein, Anton ist noch nicht gestorben. — Da ruht er auf den buntgewürfelten Polstern, beide Hände unter den Kopf geschoben, und scheint zu schlafen. Auf der Bettdecke liegt ein aufgeschlagenes Buch mit abgegriffenen Ecken — ein Schulbuch. Er hat wohl eben gar gelernt, der kranke Anton? — Greterl kann darüber gar nicht genug staunen. Krank sein und lernen! Nach ihrem krausen Kinderverstand bedeutet krank sein nur immer hübsch im Bette liegen „dürfen", das Schönste und Beste zu essen bekommen und recht, recht verzärtelt werden — aber lernen?!

Doch der Toni war immer ein Sonderling. Er wollte nie auf Herrn Meißners Rock im Vorbeigehen einen Kreidestrich machen, nie den armen Poldl mit der Nase in's Tintenfaß stoßen — ja, nicht einmal einem Maikäfer ein Beinchen ausrupfen! Und das sind doch alles so lustige Dinge ....

Er sah aber auch wirklich nicht fidel aus, der blasse Junge mit den müden, braunen Augensternen, die sich jetzt plötzlich gegen das Fenster richteten, halb erschrocken, halb fragend, nun in fieberischem Glanz aufleuchteten und zu bitten schienen: „Komm', komm' doch herein zu mir!"

„Greterl!"

Es war ein heller, jauchzender Ruf, wie er wohl schon lange nicht aus der schwachen Brust des kranken Kindes gekommen, in dem gleichen Moment, da Greterl durch einen engen Thürspalt in das dunstige Zimmer trat, zögernd, wie es gar nicht ihre Art war.

Toni winkte sie an das Bett heran und faßte in ungestümer Freude ihre Hand; aber sie zog sie schnell aus seinen feuchtwarmen Fingern und sah ihn so fremd an, als wäre er nicht ihr Schulkamerad, sondern Jemand, den sie nie gekannt. Ihr Blick irrte von ihm hinüber zu dem Kasten, auf welchem in langer Reihe die großen und kleinen Medizinflaschen mit ihren Rezeptfahnen standen, und dann beugte sie sich plötzlich zu ihm nieder und flüsterte ihm geheimnißvoll und wichtig zu: „Ist das wahr, Toni?" .... Wirst du sterben?"

Anton hob rasch den Kopf in die Höhe, doch mit ruhiger Miene, die deutlich verrieth, daß er die grausame, in kindlichem Unverstand gestellte Frage ebenfalls nicht in ihrer vollen Bedeutung auffaßte, und der Eifer, mit dem er antwortete: „Nein, Greterl, ich werde nicht sterben; der Doktor hat gesagt, ich kann bald aufstehen und wieder in die Schule gehen," entsprang weit eher der erhofften Befriedigung seiner regen Lernbegier als bewußter Lebenssehnsucht.

Nun erst verlor auch Greterl ihre Scheu. Sie setzte sich auf den Bettrand nieder und fing an zu plaudern von allerlei sehr wichtigen Schulereignissen, z. B. daß neulich mitten in der Stunde die große Tafel auf die Erde gepoltert und einen Sprung bekommen habe, daß der Ferdl vom Steinhof schon barfuß gehe und die Peppi sie morgen anzeigen wolle, weil sie ihr das Zopfband abgerissen!

Anton hörte ihr mit solchem Entzücken zu, als erzähle sie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" und wandte dabei kein Auge von ihrem lebhaften Gesichten, so rund und weiß, wie das eines Porzellanpüppchens. Dann holte er aus der steifen Pappschachtel, die über dem Bette hing, eine lange Düte hervor und schüttete deren ganzen Inhalt an Bonbons in ihren Schoß. Mit Behagen knabberte sie daran und nahm sich im Stillen vor, den guten Spielgefährten recht oft zu besuchen.

Aber jetzt war es schon spät. Sie mußte wieder fort. Behend hüpfte sie von ihrem behaglichen Plauderplätzchen herab, drückte ihre warmen, vom Naschen noch süß=feuchten Lippen flüchtig auf Antons Mund und flatterte aus dem engen Stübchen und seiner beklemmenden Atmosphäre hinaus in den goldenen Sonnenschein .... Glückliches Greterl!

* * *

Großmutter mußte von nun ab jeden Mittag lange mit der Suppe warten, denn Greterl machte regelmäßig ihre Krankenvisite. Die alte Frau sah das nicht einmal gern, da ihr Enkelkind jetzt stets ohne Appetit zu Tische kam — die „Spitalsluft" beim Toni mochte wohl Schuld daran sein! — Freilich, hätte Großmutter auch einmal Greterls Kleidertaschen untersucht, sie würde wohl einen besseren Grund für die mangelnde Eßlust gefunden und diese schnell kurirt haben! —

Anton erholte sich rascher, als man es dem kleinen Schwächling zugetraut. War das allein der aufopfernden häuslichen Pflege zu verdanken, oder hatte nicht auch Greterl ihr gut Theil daran, deren Lachen hell wie Morgengeläut erklang, das die kaum ermunterten Lebensgeister in der jungen Kinderseele vollends weckte?

Heute sollte er schon zum ersten Male ins Freie gehen. Es war ein milder, windstiller Tag. Jedes Zweiglein hatte schon sein grünes Blätterhütchen aufgesetzt; über dem schimmernden Birkenholz hing es wie ein duftiger Schleierflor, durch dessen weite Maschen Frau Sonne gar geschäftig runde, weiße Flecken auf den Boden siebte.

Greterl war zu dem Spaziergange eingeladen worden. Wie keck sie angaloppirt kam mit dem großen, runden Strohhute, unter welchem man ihr Stumpfnäschen erst suchen mußte, und dem weißen Battistschürzchen, das das ganze Kleid bis an den Saum deckte. Um den Hals schlang sich ein schillerndes, glitzerndes Kettelein — die selbstgefädelte Perlenschnur aus Großmutters „Schatzkästlein", die vor den Gespielinnen als „Feengeschenk" paradirte.

Sie glaubten es wirklich, die Einfältigen! Ja, sogar Anton glaubte es, der doch sonst so gescheit war, viel gescheiter als all die übrigen Buben. Aber wie hätte er es nicht glauben sollen, wenn es ihr spitziges Purpurzünglein schwätzte! Es war doch gar nicht so absonderlich, daß Greterl wie im Märchen mit Feen verkehrte! Sah sie denn nicht aus wie ein junges Elflein, eben aus einem Blumenkelch geflüchtet, um sich auch einmal mit Menschenkindern herumzutummeln, welches unsichtbare Geister jedoch jeden Augenblick wieder einfangen konnen — und ihm entführen?

Fester umklammerte er ihre Hand. Sie schritten seiner Mutter voraus, der sich eine Nachbarin angeschlossen hatte. Die gute Frau hörte zum so und so vielten Male Antons ganze Krankheitsgeschichte geduldig an, seufzte aus purer Freundschaft mit über den theuren Apothekerkram und fürchtete sich sogar auch schon vor der hohen Doktorrechnung.

Aber war es nicht doch ein Glück, den Anton wieder so weit „auf" zu haben.

„O, ein reines Gnadengeschenk Gottes!" bekräftigte die Mutter.

Ging's ihr schon gar nicht um das eigene Leid, wenn dem Buben, dem Einzigen, nicht geholfen worden wäre, aber — der Mann! — Ja, der Vater! Der Anton, das war sein Stolz und seine Freude — sein Ein und Alles!

Freilich — sie müßte es schon selbst sagen — so ein Kind wie ihren Toni fände man auch nicht so bald; so sanft und fleißig, so brav und so klug — viel zu klug für seine neun Jahre! Was er nur immer für kuriose Fragen stelle, die Vater und Mutter in ihrer Einfalt gar nicht beantworten konnten! Und dann wie herzensgut! Stundenlang habe er oft den kleinen blinden Nazi, um den sich keine Seele kümmere, spazieren geführt und ihm Geschichten vorgelesen ... Ja, ein Goldherz, der Junge, und sie hoffe auch noch viel Freude an ihm zu erleben. Schade, daß sie ihn nicht mehr lange bei sich behalten könne — der Vater wollte ihn nämlich in der Stadt in ein Institut geben — wie er nur etwas kräftiger geworden. Studieren solle er, vielleicht gar Geistlicher werden ... bestimmt könne man das zwar noch nicht sagen . . . man müsse erst sehen . . .

Im Plaudern waren sie hübsch weit gekommen; nun wurde Rast gemacht. — Die Kinder bekamen ihr großes Glas Milch und aus Mütterchens Körbchen süße Honigsammeln, die sie sich prächtig schmecken ließen. Greterl hatte die ihrige noch nicht ganz aufgezehrt, da behagte ihr das Stillsitzen schon nicht mehr; sie zupfte Anton am Aermel: „Komm' spielen!"

„Aber nicht wild sein und nicht weit fort," ermahnte die Mutter. Nein, gar nicht weit! nur da hinüber zur Senke", einem halbausgetrockneten Flußbett, durch das nur jetzt zur Frühlingszeit und nach starken Regengüssen ein munteres Wässerlein gurgelnd und plätschernd über die moosbewachsenen, verwitterten Steine sprang, auf seinem kurzen Weg einigen tiefstehenden Weiden die dorrenden Wurzeln näßte und eine Schaar gefiederter Sänger zu köstlichem Freitrunk und erfrischendem Bade lud.

O, am Ufer, da war es hübsch! Da konnte man tiefe Löcher in das Erdreich graben, um bunte Glaskugeln mit den Fingerspitzen geschickt hineinzuschnellen, oder allerlei Grünes pflanzen, und wenn man dessen müde war, sich an das Ufergelände setzen und „angeln" spielen! Dabei blieben aber die kleinen Mäulchen nicht etwa still. Namentlich Greterl hatte immer etwas zu erzählen, was ihr gerade durch den Sinn ging. Sie nahm's mit der Wahrhaftigkeit nicht sehr genau und die Geschichte von dem Hahn, der eine Maus verschluckt — was sie selbst gesehen haben wollte — gehörte noch mit zu dem Zahmsten, das ihre Phantasie ausheckte. Durch Anton's Zweifel ließ sie sich nicht irre machen. „Aber ja! Aber wahrhaftig!" betheuerte sie ein über das andere Mal und zupfte dabei an ihrer Kette, die sie mit den Lippen gefaßt hielt.

Vielleicht hatte sie im Eifer etwas heftiger daran gerissen — plötzlich löste sich die Masche und das Perlenband glitt herab, rasch und leise die steile Uferböschung hinab, wurde von der hüpfenden Welle ein wenig fortgetrieben und blieb endlich an einem Steine hängen, den es wie ein Schlänglein umringelte.

O weh! Greterls Feengeschenk! Ihr Stolz und liebster Schmuck! — —

„Hol' mir's!" bat sie den Gespielen und bohrte die kleinen Absätze ungeduldig in den Sand.

Anton besann sich nur einen kurzen Moment — der abschlüssige, holperige Weg hinunter genirte ihn nicht aber das Kettlein lag mitten im Wasser — seine neuen, lackbesetzten Stiefelchen mußten naß werden — was würde die Mutter sagen? — Doch ... Greterls Mundwinkel zuckten schon verdächtig und an der Wimper hing bereits ein Thränlein. —

Nein, Greterl sollte nicht weinen, um das Feengeschenk weinen, an dem vielleicht gar ein Zauber haftete, der ihr noch Glück bringen konnte ... Rasch sind die Schuhe ausgezogen; zu den langen Kniestrümpfen nimmt er sich schon nicht mehr Zeit ... eins, zwei, drei ist er unten, auf den Zehen gleitet er über die nassen Steine — oh jetzt patscht er mit dem linken Fuß unversehens daneben ... Das Wasser ist doch noch recht kalt ...

Hurrah! Nun hat er die Perlen! Geschwind hinauf und wieder in die Stiefel! — Sie gehen schwer über die nassen Strümpfe, aber Greterl hilft mit. Rutsch, da sind sie angezogen! Die Kinder lachen. So, jetzt merkt man gar nichts mehr davon, daß Anton in's Wasser gestiegen — Greterl hat ihre Kette wieder, um die sie die Andern viel beneiden — und alles ist wieder gut —

„Ich glaub', er bekommt gar ein wenig Farbe," bemerkte die Mutter zur Nachbarin, als die kleinen Freunde wieder an den Tisch zurückkehren. „Meinen Sie nicht auch?"

Die Nachbarin blickt theilnahmsvoll in das schmale, graue Gesichtchen, findet noch keinen Blutstropfen darin, sagt aber nichts — mein Gott, Mutteraugen!

„Ja, die Luft, die frische Luft, das ist doch die beste Medizin," schwätzte Mütterchen weiter. „Jetzt werden wir alle Tag' in's Freie gehen ... Aber Tonerl, du bist ja auf einmal so still — ist dir etwas?"

Nein, nichts — gar nichts ist ihm....

Er zwingt sich zum Lächeln und will mit Greterl plaudern — aber der Kopf thut ihm weh, ein ganz klein bischen nur — das sagt er gar nicht — und manchmal schüttelt's ihn und durchschauert's den jungen Leib bis zu den Haarwurzeln .... er sehnt sich nach Hause, in's Bett, o, in's weiche Bett; das ist doch viel wärmer noch als die Sonne ....

Die Nachbarin nimmt vor dem Mauthaus Abschied und führt dann Greterl heim.

„Servus, Tonerl!" ruft diese zum Abschied dem Kameraden keck zu.

„Leb' wohl, Greterl! Komm' morgen wieder!" Er dreht sich nochmals nach ihr um und nickt ihr zu. Die Mutter streichelt ihm die Wange. Er hat tapfer ausgehalten, der Bub'! Der Vater wird sich freuen. — —

Als Greterl am anderen Mittag wieder kommt, wird sie gar nicht in die Stube hereingelassen.

Der Toni ist schon wieder krank! Der Doktor ist bei ihm! —

Ja, die Aerzte! — Die Frau Nachbarin hält nun schon gar nichts mehr von ihnen. Soviel sollen sie doch verstehen, ob man ein Kind, das so lange krank gewesen, schon ausschicken dürfe oder nicht! Was hat das bischen Sonnenschein genützt? — Jetzt liegt es wieder im Fieber und phantasirt — von Feen und Perlen und allerhand dummem Zeug — ein Rückfall, ein schwerer Rückfall. Der Vater geht herum wie wirr; er ißt nicht, er trinkt nicht — — 's ist ein Jammer!

Seitdem huscht Greterl, wenn sie aus der Schule kommt, scheu am Mauthaus vorüber, und wenn sie an den Anton denkt, ist's ihr zu Muth, als hätte sie etwas in der Klasse angestellt, das ihr Strafe eintragen wird. — Sie fürchtet sich vor dem Mauthause; es ist eigentlich ganz gut, daß man gar nicht herein darf.

Aber einmal darf sie doch wieder herein. Die Großmutter selbst hat sie an die Hand genommen und hingeführt. Sie tritt zaghaft in die wohlbekannte Stube, leise, auf den Fußspitzen, und wagt gar nicht aufzuschauen, bis eine sanfte, thränenverschleierte Stimme an ihr Ohr dringt, die Stimme von Antons Mutter:

„Fürcht' dich nicht Greterl .... er hat dich ja so gern gehabt!"

Nun sieht sie auf.

Ist das wirklich der Toni, ihr sanfter, treuherziger Spielgefährte, der da in dem langgestreckten, blumenumkränzten Sarge auf dem weißseidenen Spitzenpolster liegt und ein beinernes Crucifix in den starren Fingern hält?

Die flackernden Kerzen zu Häupten beleuchten ein wachsbleiches, sehr, sehr spitzes Knabengesichtchen, das eigentlich nie hübsch gewesen, dem indeß schon jetzt der Stempel ungewöhnlicher Gemüthstiefe, Herzensgüte und Klugheit aufgeprägt war.

Wer weiß, ob in diese junge Stirn, die der Todesengel so früh geküßt, nicht vielleicht der Keim zu Großem und Hohem gepflanzt war, ob von diesen feingeschwungenen, nun für immer versiegelten Lippen nicht Worte der Weisheit und Liebe in die Welt hinaus erklungen wären, tröstende, erhebende, besänftigende Worte in den lauten Streit des Tages ... vielleicht ...

Vielleicht, daß nur das thörichte Vaterherz sich solcherlei Zukunftsbilder ausgesponnen — wie grausam sind sie nun zerstört! — Da liegt sie, die arme, junge Menschenknospe, vor der Blüthe schon dahingewelkt! Wohl hat sie den Frühling geahnt, den ersten Lenzhauch noch verspürt — aber ach — den sonnigen Mai nicht gesehen....

Die Großmutter sucht den gebeugten Vater in seinem Schmerze aufzurichten — vergebens. Er hat die Ellbogen auf den Rand des Katafalks gestützt, das Antlitz mit den Händen bedeckt und schluchzt, und schluchzt....

In diesen tannenen Brettern werden sie bald seine Hoffnungen begraben — ihm bald den Sohn hinaustragen, den einzigen — den Anton, sein Ein und Alles. — —

Und's Greterl?...

Greterl hat den Schürzenzipfel an die Wimper gepreßt und weint mit neugierig offenen Augen, wie ein Kind, dem man das Spielzeug fortgenommen, und das nun sehen will, was eigentlich damit geschieht.

Ach, Greterl wird nicht lang weinen um den todten Kameraden. — Greterl ist einem markigeren Stamm entsprossen — aufblühen wird es wie ein Heckenröselein, Wind und Sonne werden es umschmeicheln und nur immer noch schöner machen.

Mit Sorgen und Vielwissen wird es sich nicht viel plagen, aber — vielleicht noch manch' Herzeleid anrichten ....

Häuslicher Sturm.

A.: „Heut' Nacht hatten wir einen schrecklichen Sturm mit Donner und Blitz."

B.: „Ich bin erst um 2 Uhr nach Haus gekommen, und da hab' ich von dem Surm draußen nichs mehr gehört."

Undankbar.

Madame: „Also Ihr Bräutigam ist Ihnen untreu geworden? Das thut mir leid."

Köchin (schluchzend): „Ja, und wie gut ich ihm gewesen bin ... denken Sie, zweihundert Pfund hat er zuletzt gewogen!"

Schlimmer.

Wirth (aufgeregt): „Sie müssen sofort mitkommen, Meister, mein Musik-Automat ist kaput!"

Mechaniker: „Ist's denn so schlimm, wenn er einmal eine halbe Stunde nicht spielt?"

Wirth: „I bewahre ... aber er spielt immerzu!"

Cubanisches.

Die amerikanische Verwaltung. — Was in Cuba Gutes gethan wurde. — Sanitäre Maßregeln. — Politisches. — Abschied von der Perle der Antillen.— Endlich heimwärts. — Allerlei.

Guanajay Barracks, Cuba, 25. Juli 1900.

Bei den Cubanern war es ein ausgemachtes Ding, daß Amerika das Land des Geldes ist und daß auch ein jeder Amerikaner alle Taschen voll Geld habe. Deshalb fordert der cubanische Händler auch den doppelten Preis für Waaren, die er einem Amerikaner verkauft, zumal wenn Letzterer ein Soldat ist. Wenn ich nach Guanajay hinunter gehe, um etwas einzukaufen und der Cubaner verlangt 3 Dollars für einen Gegenstand und ich biete ihm 1 Dollar dafür, so springt derselbe gleich herunter auf $1.50 und nach kurzem Handeln schlägt er ihn los für 1 Dollar. Während ich noch den Dollar bezahle, kommt ein Cubaner in den Laden und kauft denselben Gegenstand für 75c. Ja, wenn der Cubaner einen Amerikaner über's Ohr hauen kann, so thut er es. Als wir zuerst in Cuba landeten und mit den Sitten und Verhältnissen noch nicht vertraut waren, da hatten diese Cubaner ein leichtes Ding, uns zu übervortheilen, aber gegenwärtig geht das nicht mehr so gut und in den meisten Fällen sind die Herren Cubaner selbst die Uebervortheilten. —

Das „Bicycle" hat nun auch in Cuba seinen Einzug gehalten. Es wird ja wohl schon früher Rad gefahren worden sein in Cuba, aber nur die Reichsten und Wohlhabendsten haben sich diesen Luxus erlauben können. Heute fährt jeder cubanische Neger „Bicycle" und wenn man hinunter nach Guanajay geht, so läuft man Gefahr alle Augenblicke von solch einem schwarzenKerl überfahren zu werden. Und wenn das Hinterquartier seiner Hosen 13 Löcher aufzuweisen hat, aber Bicycle fährt der Cubaner doch, und wenn das Hemd aus allen 13 Löchern heraushängt, so leistet er sich doch das Vergnügen, Bicycle zu fahren. Wenn er da durch die Straßen saust als wie der Wind und Alles weicht scheu seiner Maschine aus dem Wege, dann schwillt ihm die Brust ganz gewaltig und er trägt den Kopf so hoch, als er nur kann und frägt sich selber: Herr, was bin ich, was kann ich noch werden! Leute, die den Kopf zu hoch tragen, sehen gewöhnlich nicht, was unter ihnen vorgeht. Dies ist auch der Fall mit den cubanischen Radlern, deren Maschinen nicht selten mit dem Trottoir kollidiren und die dann einen Purzelbaum in der Luft schlagen und auf dem Pflaster landen, d. h. mit dem Kopf zuerst. Das wäre noch alles schön und gut, wenn nur das zerrissene Hinterquartier nicht wäre. Was nützt es schließlich, wenn solch ein Bicyclist von vorne ausguckt wie ein „Sport", und er von hinten einen ganz verzweifelten Anblick bietet?

Wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, hat Havana auch schon eine „Womens Temperence Society" aufzuweisen. Ich setze das Wort „schon" hinzu, weil ich annehme, daß diese „Society" erst nach dem spanischen Krieg entstanden ist, es kann jedoch auch der Fall sein, daß dieselbe vorher schon bestand. Das macht schließlich auch nichts zur Sache, und wenn die Dämchen, die dazu gehören, blos Temperenz unter sich selber üben wollten, würde sich keine Katz darum kümmern. Fällt jedoch etwas Politisches in Havana vor, so haben auch diese Dämchen ihre Näschen darin. Ob die Mitglieder der Society Amerikanerinnen, Spanierinnen, Cubanerinnen, Französinnen oder was für „innen" es sind, das weiß ich ebenfalls nicht und ich kümmere mich auch nicht darum. Für mich ist es schon genug, daß es „innen" sind und ich sollte meinen, daß ein verständiger Mensch für solche Esel=innen nichts übrig haben sollte. Wie ich hörte, soll die Kochkunst bei den Dämchen auf schwachen Füßen stehen und überhaupt sollen sie das Kochen blos für eine Arbeit für Männer halten, die dadurch von den Wirthschaften weggehalten werden, wo sie der Schnapsteufel am Kragen kriege. Und schließlich vom Haushalten und Kindererziehen sollen die Temperenzlerinnen gerade so viel verstehen, wie eine Kuh vom Geigenspiel. Wenn diese Dämchen, anstatt sich darum zu kümmern, was die Männer trinken, sich einmal in die Seitenstraßen der cubanischen Städte begeben und sehen würden, was eine große Anzahl der cubanischen Weiber treibt, und hier dem Laster Einhalt zu gebieten suchen würden, das da so grell zu Tage tritt, daß ein Buschmann aus dem dunkelsten Afrika dabei vor Scham erröthen würde bis hinter die Ohren, wenn er im Gesicht nicht schwarz wäre wie ein Kohlenbrenner, so würden sie zur Wohlfahrt Cuba's bedeutend mehr beitragen, als sie mit ihren Temperenznarrheiten zu erreichen im Stande sind.

Ganz wider Erwarten verliefen die Wahlen der Munizipalbeamten in den verschiedenen Ortschaften Cuba's ganz ruhig und ich habe nicht gehört, daß auch nur in einem einzigen Orte es zu Zusammenstößen gekommen wäre. An den Wahlen betheiligten sich verhältnißmäßig Wenige. Ja, wie ich aus den Havanaer Zeitungen gelesen habe, die „bessere" Bevölkerung fast gar nicht. Das ist jedoch nicht darauf zurückzuführen, weil man sich in Cuba aus der Politik nichts macht, sondern weil man zu träge und leichtsinnig ist, um sich darum zu kümmern. Gerade diese Sorte Leute, die bessere Sorte, ist es, die eine Annexion an die Ver. Staaten wünscht, und es kommt mir vor, als glauben diese Leute, daß wenn sie sich an der Politik nicht betheiligen, die schwarze und weiße ärmere Bevölkerung nicht im Stande sein wird eine Regierung zu bilden und daß Onkel Sam dann, übel oder wohl, die Perle der Antillen behalten muß. Sie bedenken aber nicht, daß an der Spitze der Partei, die auf baldigste und unbedingte Selbstregierung dringt, schlaue Politiker stehen, die bloße Abenteurer sind und nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht sind. Da ist nun die Gefahr vorhanden, daß solche Abenteurer die Regierungsgewalt in die Hände bekommen, das Land ruiniren und schließlich Revolutionen heraufbeschwören. Wie viel besser wäre es, wenn die zukünftige Regierung in den Händen solcher Leute liegen würde, die sich gegenwärtig von der Politik fernzuhalten suchen. Gerade die besitzenden Cubaner würden unter einer schlechten Regierung am meisten verlieren. Der Cubaner, der nichts hat, als was er auf dem Leibe trägt und das er in den meisten Fällen nicht rechtmäßig erworben hat, und auf's Arbeiten auch nichts hält, der zieht eine schlechte Regierung vor, denn unter einer solchen ist er besser daran als unter einer guten. Man denkt in manchen Kreisen, den alten guten Onkel Sam, den läßt man schalten und walten, der wird schon Alles zum Besten wenden. Jawohl, so lange der gute alte Onkel Sam hier ist, so lange geht alles gut. Wie wird es aber gehen, wenn er einmal nicht mehr hier ist? Und wenn es dann schief geht, wer hat die Schuld daran? Die gebildeten Cubaner allein trifft die Schuld, obwohl sie dieselbe wieder dem guten alten Onkel Sam in die Schuhe zu schieben suchen. — Nun in Guanajay scheint man sich aus der Politik rundweg gar nichts zu machen, denn anläßlich der letzten Wahl, war für jedes Amt nur ein Kandidat aufgestellt und selbstverständlich wurde derselbe auch erwählt. Der Wahl ging blos eine „Massenversammlung" voraus, die auf dem Plaza stattfand und wo einer eine Stumprede hielt. Ich habe zwar nicht viel davon verstanden, nur daß er ein Dutzend Mal „Cuba librée!" brüllte und Alles mit ihm brüllte. Den Gesten nach zu urtheilen, die der Redner machte, könnte die Rede ziemlich anarchistischen Inhalts gewesen sein, denn er bearbeitete das Geländer der Rednertribüne mit seinen Fäusten ganz gewaltig und jeden Augenblick schien es, als wolle er sich Hals über Kopf hinabstürzen und mit dem Pflaster Bekanntschaft machen.

Selbst die größten Feinde der Amerikaner müssen diesen jetzt das Zeugniß ausstellen, daß unter ihrer Regierung die Zustände auf der Insel sich mit jedem Tage noch mehr bessern. Diejenigen, die behaupteten, daß Amerika die Insel blos aussauge, gerade wie die Spanier es thaten, die müssen jetzt still schweigen und manchen von ihnen deucht die Zeit, bis wann General Wood die vollständige Räumung der Insel in Aussicht gestellt hat, als zu kurz. Welche Wohlthat haben nur die amerikanischen Sanitätsbeamten Cuba gethan, als sie sich in die Schmutzwinkel der cubanischen Städte begaben und den Negern und auch Weißen, die da halbwegs im Schmutz erstickten, befahlen, den Unrath wegzuschaffen und es wenigstens jede Woche einmal zu probiren, sich zu waschen, als sie ihnen predigten, daß der Menschen Wohnungen keine Schweineställe sein sollen, die der Herd einer ganzen Anzahl ansteckender Krankheiten sind. Und was haben diese Sanitätsbeamten mit dieser einfachen Predigt, die von etwas Gewalt unterstützt wurde, nicht alles erreicht! Mehr als alle Missionäre des gegenwärtigen Christenthums mit ihren Hunderttausenden von Predigten, die nichts nützten! Mit der körperlichen Reinlichkeit vieler Cubaner hapert es gegenwärtig noch ganz gewaltig und manche kann man riechen auf zwei Stunden Weges weit. Denselben ist das Schmutzigsein angeboren und es wird schwer, es ihnen abzugewöhnen. — Etwas was immer auffällt bei Ausbruch des gelben Fiebers hier, ist, daß in der Regel Spanier und andere Ausländer davon befallen werden, und nur ganz selten Cubaner. Böse Zungen behaupten, daß Letztere zu schmutzig sind, als daß ihnen das gelbe Fieber etwas anhaben könnte. Daraus sollte sich auch ergeben, daß Einer, um gegen die Epidemie geschützt zu sein, zuerst ein paar Jahre in Schmutz und Unrath leben muß, bevor er sich nach Cuba begiebt. Das kann nun doch schließlich niemand einleuchten. Warum fast ausschließlich nur Ausländer von der Krankheit befallen werden, möge dahin auszulegen sein, daß ein Cubaner an das cubanische Klima gewohnt ist, welches somit der Konstitution eines Ausländers mehr zusetzt, als der eines Eingeborenen. In einem Lande, wo es ein halbes Jahr hindurch anhaltend regnet, wo der Boden nie ausgefriert, wo fast stetig eine schwüle Wärme herrscht, — das Klima eines solchen Landes kann nur ein Eingeborener auf die Dauer ertragen, ohne fieberkrank zu werden. Ein Ausländer mag alle sanitären Vorsichtsmaßregeln beobachten und am Ende mag ihn die Seuche doch dahinraffen. Mancher fragt sich wie es komme, daß nur verhältnißmäßig wenige amerikanischeSoldaten gelbfieberkrank werden und stets nur ausländische Civilisten. Gelbes Fieber ist ansteckend und wenn solches irgendwo herrscht, so behält Onkel Sam seine Burschen hübsch im Posten, er befiehlt ihnen peinliche Reinlichkeit an; er desinfizirt ihre Quartiere; er läßt ihr Trinkwasser kochen und wieder mit Eis kühlen; er läßt ihre Nahrungsmittel direkt von Amerika kommen, wo kein gelbes Fieber herrscht; kurzum, er thut alles für seine Burschen, was sich ein Zivilist in Cuba nicht leisten kann, ausgenommen er wäre Millionär und die Millionäre, die sich in der Fieberzeit in Cuba aufhalten, ausländische selbstverständlich, sind sehr rar. An manchen Plätzen Cuba's sieht es jetzt noch ganz verzweifelt aus, so auf dem Guanajay-Friedhof. Von einer Mauer umgeben, ist in jeder der vier Ecken desselben eine Nische, die angefüllt ist mit Todtengebeinen und Todtenschädeln und wenn unser Herrgott wieder einmal ein Universum, eine neueErde erschaffen wollte, so brauchte er nur nach Guanajay zu kommen und er könnte hier dieKnochengerüste von mindestens 1000 Menschen zusammenstellen. Somit könnte er die neue Erde auch gleich und mit Leichtigkeit bevölkern. Es liegen da Todtenschädel von Erwachsenen und Kindern, von Kaukasiern und Aetiopiern und an manchen sind noch armslange Haare. Es mag ja viele Leute geben, denen ein solcher Anblick nicht im Geringsten anstößig ist. Mich hat derselbe jedoch angeekelt und ich hatte den Appetit verloren für einige Tage. Könnte man nicht einige Cubaner anstellen, die da ein Loch graben würden, und diese Todtengebeine begraben und sie dadurch dem Anblick der Besucher des Friedhofs entziehen? — Wie schon einmal berichtet, ist die diesjährige Saison in schroffem Gegensatz zur letztjährigen. Letztes Jahr war es ungemein trocken und dieses Jahr ist es ungeheuer naß. Alle Quellen und Brunnen in der Umgegend von Guanajay waren letzten Jahr bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet, während sie dieses Jahr bis an den Rand gefüllt sind.—Es wurde schon öfters behauptet, daß der Genuß von cubanischen Tropenfrüchten, und hauptsächlich Mangos, bei den Ausländern Fieber erzeuge. Das ist falsch. Diese letzte Frucht ist gerade so gesund wie eine Pflaume, Birne oder ein Pfirsich. Ich habe Mangos schon übermäßig genossen und mich leiblich wohl dabei gefühlt.

In den Guanajay Barracks ist jüngst neues Leben eingezogen und wie elektrisirt rissen sich unsere Burschen aus ihrer Langeweile heraus. Ursache: Das erste Infanterie=Regiment ist nach den Ver. Staaten zurückbeordert und, wenn man den Havanaer Zeitungen Glauben schenken darf, so werden wir in New York landen und von dort direkt nach San Francisco befördert werden, von wo aus man uns nach China transportiren wird, sobald ein Transportschiff für diesen Zweck bereit ist. Die Havanaer Zeitungen haben schon viel gelogen, aber etwas muß doch an der Sache sein, denn mit der größten Hast sucht man uns von hier fortzubekommen. Es ist jedoch die Ansicht der Meisten, daß wir zuerst nach Fort Leavenworth geschickt werden, wo die Kompagnien zur Kriegsstärke aufrekrutirt werden, und wenn wir nicht nach China gehen, so schickt man uns auf alle Fälle nächsten Herbst nach den Philippinen. Wir hatten gehofft, von hier wegzukommen, schon damals als das 2., 8. und 10. Infanterie=Regiment zurückbeordert wurden, und als dann die Zeitungen berichteten, daß keine Truppen mehr von der Insel zurückgezogen würden, bemächtigte sich unserer Burschen eine Niedergeschlagenheit sondergleichen. Und als schließlich der Befehl vom Hauptquartier eintraf, uns zur Rückreise fertig zu machen, so wurde derselbe mit Jubel begrüßt. Unsere Burschen werden noch manchmal zurückdenken an die Guanajay Barracks, wo sie vor gefüllten Fleischtöpfen saßen, und wo, wenn es draußen regnete, was vom Himmel herunter wollte, sie auf ihrem komfortablen Springbunk sich wiegen und ihr Schläfchen halten konnten, wenn sie dereinst einmal um Peking herumliegen sollten, in Hitze, Kälte oder Regen, und, was das Schlimmste sein wird, mit leeren Magen, und die Chinesenkugeln ihnen um die Ohren pfeifen. Die Zukunft mag es vielleicht lehren. Eine Truppe des 7. Kavallerie=Regiments wird nach unserem Abzug den Posten temporär beziehen. Der „Havana Post" zufolge gedenkt man nach gänzlichem Abzug der Amerikaner aus den Guanajay Barracks eine Industrieschule zu machen, wo die hauptsächlichsten Industriezweige gelehrt werden sollen. Dieselbe soll unter der Aufsicht eines hervorragenden Professors stehen und dem Landbau und der Mechanik soll besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Sollte die cubanische Regierung dereinst im Stande sein, die Insel gut und ehrlich zu verwalten, so steht derselben ohne allen Zweifel eine große Zukunft bevor. Wird einmal das Land praktisch bebaut und werden alle modernen Maschinen eingeführt, dann wird der Ertrag Cubas ein nie geahnten sein, und mit Recht wird es dann den Namen „Perle der Antillen" führen.

Der Tag, wann wir von hier wegziehen, ist noch nicht genau bestimmt, man glaubt bis nächsten Dienstag oder Mittwoch. Obwohl sich Mancher von hier weggesehnt hat, mag es ihm beim Abschied dennoch weich ums Herz werden. Und wenn er dann durch Guanajay nach dem Bahnhof marschirt und sein bräunliches Mädchen ruft ihm ein letztes Lebewohl zu, dann mag sich wohl ein wehmüthiger Zug auf seinem Gesicht lagern und wenn der Zug sich in Bewegung setzt, wird er noch einen letzten Blick hinauswerfen nach Guanajay Barracks, das ihm in diesem Augenblick vorkommen mag wie eine zweite Heimath.

Behüte Gott dich, Land im Süden,
Wo ich so manches hab erlauscht,
Wo duften süß Orangenblüthen
Und wo die Königspalme rauscht.

Wo zieht der Geier in den Lüften
Im Sonnenlicht die Kreise weit,
Wo ew'ges Wachsthum, Sprossen, Düften
Zur Sommers= und zur Winterszeit.

Ja, ich gedenk mit frohen Sinnen
Cuba, an Dich, umrauscht vom Meer.
Obschon ich scheide froh von hinnen,
Fällt mir's im Herzen dennoch schwer.

Auch will ich denken dein im Stillen
Du Mädchen, wie ich keine find;
Leb wohl, du Perle der Antillen!
Leb wohl, du kleines braunes Kind!

Heil Cuba Dir, Du Land im Süden,
Wo ich so manches hab erlauscht.
Der Herrgott mög dein Volk behüten
So lang noch eine Palme rauscht.

Geo. Hoeltzel.

Rücksichtsvoll.

„Also Deine Angebetete hat auf Dein Ständchen wieder mit einem Wasserguß geantwortet? Na, ich danke — bei der Kälte."

„O, sie hatte das Wasser angewärmt."

Ganz unfähig.

„Ist Deine neue Köchin wirklich gar so unfähig?"

„Ganz und gar! Die weiß nicht mal über ihre früheren Herrschaften etwas Schlechtes zu erzählen."

Aussaat.

Fräulein (zum kahlköpfigen Künstler): „Ich bringe Ihnen hier eine Flasche Haarwuchs=Elixir, verehrtester Meister — — nicht wahr, wenn es hilft, kriege ich auch später eine Locke von Ihnen!"

Fraglich.

Inseraten = Redakteur: „Ihr Inserat beginnt: Verlangt wird ein stiller Theilnehmer!"

Herr: „Allerdings!"

Inseraten = Redakteur: „Ja, sollen wir das Inserat unter „Geschäftliches" oder unter „Heiraths = Gesuche" einrücken?"

Boshaft.

Hausherr (zur Tante, die schimpft, weil die Kinder sie beim Musiziren stören): „Rege Dich doch nicht auf ... bist doch auch einmal jung gewesen!"

Tante (pikirt): „Jung . . . gewesen . . . . bitte!"

Hausherr (trocken): „Na ja, gezweifelt habe ich allerdings auch immer daran!"

Erklärt.

„Was versteht man unter einem gottbegnadeten Künstler Tateleben?"

„Was soll mer darunter verstehen ... 'n Künstler, der Geld verdient!"

Boshaft.

Komponist: „Haben Sie schon meine neueste Operette gehört?"

Kritiker: „Ja, vor fünf Jahren, aber damals war sie noch nicht von Ihnen."

Kann sein.

A.: „Wer ist denn eigentlich die vielversprechendste Person an Ihrem Theater?"

B. (Schauspieler): „Der Direktor!"

Zukunftsperspektive.

Erster Herr: „Im Zeitalter der Frauenemanzipation kann man doch nicht mehr sagen: ‚Selbst ist der Mann!'"

Zweiter Herr: „Nicht gut! Wohl aber: ‚Selbst kocht der Mann!'"

Kritik.

„Wissen Sie auch, daß die Malerin N. falsche Zähne, Haare und Hüften hat?"

„Jawohl — der ist die Kunst zur zweiten Natur geworden."

Splitter.

Der Kuß wird am wenigsten gehört und am besten verstanden.

*

Eins an den Frauen bleibt immer jung — ihre Neugierde.

*

Aus Gedankenstrichen sieht man oft weiter nichts, als daß die Gedanken streikten.

*

Viele Frauen machen einen Mann reich — an Erfahrungen.

*

Wer uns Böses zugefügt hat, vergißt das nie; er verleumdet uns überall zu seiner eigenen Rechtfertigung.

Nutzen des Sports.

„Wir Frauen denken immer viel idealer: Papa meinte, ich soll Tennis lernen, weil es die Verdauung fördert; Mama hingegen war dafür, weil sich beim Tennis leichter Herz zum Herzen findet."